



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Moderne Krankheitssymptome : 3. Der Hang zu monströsen Bildungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Moderne Krankheits Symptome.

3. Der Hang zu monströsen Bildungen.

Wir verstehen unter dem Hang einer Zeit zu monströsen Bildungen die krankhafte Neigung, die Einzelformen der menschlichen Kultur in maßlosen Größen, d. h. in solchen Größen, welche über das menschliche Maß hinausgehen, darzustellen. Daß es eine Berechtigung gebe, von menschlichen Mäßen zu reden, beweisen zunächst in Beziehung auf die Menschengestalt die Vorstellungen von Riesen und von Zwergen. Diese Vorstellungen haben in der alten skandinavischen Mythologie einen Werth, den man fast dogmatisch nennen könnte. Die Riesen sind maßlos groß und stark, und deshalb eben Feinde des Asenreichs, die Zwerge sind maßlos klein und darum besitzen sie ebenfalls eine unheimliche Stärke in ihrer List und Klugheit. Die Asen dagegen haben zwar eine göttliche Heldengröße, aber in bestimmter Menschengestalt. Das Lebensgesetz des menschlichen Maßes für menschliche Produkte ist vor Allem die Form der Anschaulichkeit, der menschlichen Faßlichkeit und Fühlbarkeit. Man kann sich dieses Gesetz nach den verschiedensten Beziehungen klar machen. Man versuche es z. B. einmal im Gebiet der Töne, durch ein Sprechrohr hindurch ein Gedicht zu deklamiren. Ein Geistlicher wird es für unmöglich halten, schwerhörigen Kranken biblische Trostworte mit dem Ausdruck der Empfindung ins Ohr zu schreien. So müssen auch wohl die Versuche der modernsten Musik, die künstlerische Tonleiter über das menschliche Maß hinauszusteigern, aus den singenden Asinnen singende Riesinnen zu machen, an dem Lebensgesetz des menschlichen Maßes Schiffbruch leiden. Mit dem menschlichen Gesichtsfelde ist es ebenso. Für die Wissenschaft sind Telescop und Mikroskop von unschätzbarem Werth, aber keinem wird es einfallen, durch das Telescop hindurch eine schöne Landschaft zu bewundern, oder das Mikroskop zur Darstellung von Genrebildern zu verwenden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Mensch sowohl in Bezug auf den Umfang der hörbaren Töne als auf dem Bezirk seines Sehfeldes seine gemessnen Schranken hat. Und zwar sind diese Schranken nicht bestimmt, ihn zu beschränken, sondern seine Wahrnehmungen zu concentriren, ihnen die menschliche Lebenswärme zu sichern, so daß man sagen könnte, sie sind bestimmt, einen Brennpunkt im weiteren Sinne für alle seine Auffassungen zu bilden.

Glücklich ist nun der Mensch, welcher in Bezug auf das Menschenmaß der Dinge und vor Allem seiner Bildungen sich in seine Menschensphäre zu finden weiß, also nicht nur nicht an ihren Schranken rüttelt, sondern innerhalb ihres Bezirkes das schöne Leben der menschlichen Erscheinung und Erfahrung verwirklicht. Glücklich war also der klassische Grieche in seinen

Formen, glücklich war der theokratische Hebräer in seinen anthropomorphischen religiösen Gegenständen, während der Indier nach der Seite des Großen hin auf das Gigantische verfiel, der Chinese nach der Seite des Kleinen hin auf puppige Gebilde.

Wenn man aber zu allen Zeiten einen Charakterzug gesunder Culturblüthe darin erkennen konnte, daß ein Volk sich der centralen Erfassung des idealen, zum Organ des göttlichen bestimmten Menschenbildes zuwandte, daß es nicht, um noch einmal auf die nordische Mythologie zu kommen, in den Jötünen oder Thuesen, sondern in den Asen und Afsinnen seine Ideale des Unendlichen sah, so ist es auch wohl zu allen Zeiten das Symptom einer bedenklichen Krankheit der Geistesrichtungen gewesen, wenn die Vorliebe für ungeheuerliche Größen, für Monstrositäten, welche übermenschlich sein wollten, aber ins Unmenschliche verfielen, hervortrat und immer mehr überhand nahm.

An dem Bau des babylonischen Thurmes ging die Einheit der alten Menschheit zu Grabe, die Zerstreuung ihrer Stämme in ihre verschiedenen Heidenthümer begann. Als der herodianische Tempel, wie ein weißes Marmorgebirg über Stadt und Land schimmernd emporragte, hatte die jüdische Theokratie sich ausgelebt und die Zerstörung der Stadt war nahe. An den Bau der Peterskirche in Rom knüpft sich das Ende des Mittelalters, der Anfang der Reformation. Vielfach hatten auch die Riesengebilde selber in der menschlichen Welt nur einen kurzen Bestand. Der rhodische Kolossus stand nur etwa ein halbes Jahrhundert; das Colosseum erhob sich in seiner Pracht über den Niedergang der Herrlichkeit des alten kaiserlichen Rom.

Trotz der Warnungen der Geschichte aber scheint ein krankhafter Hang nach übermenschlichen Größen eben auch eine Signatur unserer Zeit werden zu wollen. Vernehmen wir darüber die Expektoration eines geistreichen, ernstgesinnten und humoristischen Mannes von großer Weltbildung in der Schrift, hypochondrische Plaudereien (von Gerhard von Amynstor, Elberfeld, Lukas) unter der Rubrik Maaslos (Maßlos) S. 134: „Die jetzige Zeit krankt an einem Zuge nach dem Ungeheuerlichen, an einer Vorliebe für das Gigantische. Das Associationswesen hat sich so entwickelt und hier und da auch so großartige Erfolge erreicht, daß sich der Alltagsmensch in seiner individuellen, streng begrenzten Existenz nicht mehr genügt; er wird Mitglied eines oder mehrerer Vereine, und imponirt sich nun selbst, indem er ein Recht zu haben wähnt, die etwaige Bedeutung und Leistung der Vereinsmenge seiner eignen Persönlichkeit zu vindiciren.“ Der Verfasser weist nun hin auf die Weltausstellungen der letzten Decennien, die Gründung der Aktiengesellschaften, die hohe Zahl der Gänge und der Gläser bei festlichen Mahlzeiten, die Monstre-Concerte, die sechsbändigen Romane, und überläßt sich nun einem Spiel des Humors, welcher Romane von 24 Bänden in Aussicht stellt; er be-

sorgt, daß man in der Richtung auf Riesenbauten oder auf den Pyramidenbau verfallen könnte, daß ein gigantisch schaffender Maler nächstens ein Bild auf einem Quadrat-Kilometer Leinwand schaffen könnte, zu dessen müheloser und doch eingehender Betrachtung ein kleiner Schienenweg mit Rollstühlen längs des Bildes angelegt werden müßte, und so kommt er weiterhin auf den in Aussicht stehenden Bildhauer, mit der Bemerkung: die Ueberschreitung eines gewissen Maßes hat für jeden etwas Bedrückendes, Beängstigendes.

Der krankhafte Größentrieb muß allerdings von jeher mit einem an dem Associationswesen sich nährenden Größenwahn zusammengehangen haben. Die tiefer liegende Ursache dieser Krankheit liegt aber wohl darin, daß der menschlichen Denkweise bei diesem Gange der Sinn für die innere Menschenart, für die schöne, in ihrer Idealität erfasste, auf religiösem Urgrunde beruhende Menschlichkeit im Zuge der äußerlichen Erscheinungssucht immer mehr abhanden kommt. Wenn wir nun hier den Satz aufstellen: es gibt eine wunderschöne Landschaft, innere Welt genannt, es gibt ein wunderherrliches Dasein, inneres Leben genannt, es gibt einen innersten Kern des Daseins, mit einem Dichterworte ungefähr umrissen: „zierlich Denken und süß Erinnern ist das Leben im tiefsten Innern,“ so könnte man wohl fragen: was weiß Er, der mittelalterliche Hochmeister, von innerem Menschenverhältnisse und was wissen diese und jene von dieser inneren Welt, von diesem inneren Leben? Nach der entgegengesetzten Seite hin wird wohl die Quelle des Größenwahns liegen. Der hypochondrische Amynstor hat uns manche seiner Erzeugnisse schon genannt. Wir könnten wohl hinzusetzen: was soll eine Glocke, welche der Zug von 30 bis 40 Menschen nicht einmal im Schwung bringen kann? Die Ehrfurcht vor dem Namen, den man ihr (im wohlgemeinten Enthustasmus) gegeben hat und die Anerkennung der schönen Absicht, welche sie gestiftet, verhindert uns, weiter von ihr zu reden. Noch weniger verweilen wir bei dem Weiterbau des Doms, dessen Aufnahme auf hochherzige Voraussetzung des religiösen Friedens und Wohlvernehmens gegründet war, wie sie jetzt leider zu einer sehr ernstern Frage an die Zukunft geworden ist. Unter den Liedern der Dichterin Annette von Droste-Hülshof findet sich eins, welches gegen die Verwandlung einer geweihten Culturstätte in ein ästhetisches Nationaldenkmal entschieden Verwahrung einlegt. Wir lassen diesen Protest hier auf sich beruhen. Zuletzt aber tritt ein Unternehmen ein, welches für sich allein zum Beleg für unsre Ueberschrift dienen könnte: eine Tonhalle als Musikpalast für die ganze deutsche singende und klingende Nation, zugleich als Monument des StifTERS! Wem möchte dabei das vereinsame Grab von Mozart, das schlichte Klavier von Beethoven nicht einfallen. Uebrigens ist doch auch eine patriotische Gefahr dabei nicht zu verschweigen. Man sagt, es komme mitunter vor, daß evangelische Prediger

ihren Eifer im Predigen, katholische Priester ihren Eifer im Singen mit Bruchschäden büßen mußten. Die Anwendung auf den vorliegenden Fall liegt nahe. Es könnten sich Manche zu Invaliden singen. Und das wäre dann um so schlimmer, wenn andrerseits die Kanonen immer mehr zu Riesenkanonen anschwellen, deren Bedienung doch auch ungebrochene Riesen verlangt. Freilich könnte man sich hier auf das Darwinistische Gesetz der Anpassung berufen, und die Schillersche Sentenz: „es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken“ in das tröstliche Wort übersetzen: es wächst die Tonhöhe der Stimme mit der größern Tonhöhe der Noten. Einen Augenblick wurden wir auch einmal von dieser Meinung angefochten. Wir befanden uns in einer Stadt, welche eine übergroße Kirche hat und hörten einen Pfarrer der Kirche reden mit einer übermächtigen Stimme. Wie nahe lag der Gedanke: das kommt von der Anpassung! Allein nicht lange nachher vernahm man, der bezeichnete Pfarrer sei in Folge übermäßiger Anstrengung an der Schwindsucht gestorben. So gibt es also große Dinge in unserer Zeit genug, welche noch immer größere Dinge in Aussicht stellen, wenn man nicht durch Einkerer in die Wahrheit des idealen Menschenlebens zu einer größeren Erkenntniß kommt, daß der Mensch selber das Maß der menschlichen Dinge ist, daß er nicht in Steigerung, sondern in qualitativer und quantitativer Concentration zum Organ und Symbol des Ewigen werden kann.

Literatur.

Geschichte der Stadt Metz von Westphal, Major v. d. Armee. 1. Theil:
Bis zum Jahre 1552. Metz, 1875. Georg Lang.

Metz war von den ältesten Zeiten an durchaus französisch, ward zu Ende des neunten Jahrhunderts den Franzosen gewaltsam und widerrechtlich entzogen, trug dann widerwillig das deutsche Joch und war glücklich, als es 1552 wieder mit Frankreich vereinigt wurde. Diese Sätze bedürfen für die französischen Historiker keines Beweises und können ihnen zufolge nicht bestritten werden. Aus dem vorstehend genannten, sehr in das Detail eingehenden, auf fleißigen Studien beruhenden und wohlgeschriebenen Buche ersehen wir aber, daß alle jene Behauptungen entweder halb wahr oder vollständige Täuschungen und Flunkereien sind.

Nicht allein im metzer Landgebiet, sondern auch in der alten Moselstadt selbst lebte von Chlodwig's Zeiten an bis zur Einverleibung beider in das franzö-